

Anker Larsen

Autor(en): **Fankhauser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 9

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Aha, aus Zeitschriften und allerhand Blättlein gesammelte Gedichte. Laß sehen! Hoffentlich sehest du mir die Sammlung der Blätter unten im Arbeitszimmer nicht im gleichen Sinne fort: „Im Feuer geläutert“ — wenn dieses Bild nur nicht so uralt wäre! Der Poet möchte sonst angehen.“

Und mit gespreiztem Pathos wirft sich der Lehrer auf das folgende Gedicht:

„Der Bote der Trauer.

Du grauer Bote mit verhängnissschweren Blicken,
Wer sendet dich an diesen festgeschmückten Ort? ...“

„Schon gut, kennen wir. Da hat sich sogar ein Ritornell eingeschlichen: „Feuer, dein Blick“. Wir sollten zwar miteinander über die Kinderkost hinausgelangt sein, Hilde. Weiter:

„Dringt ein Schmerz dir in die Brust,
Kann er sich zur Perle wandeln ...“

Er hält im Lesen inne. „Hilde“, ruft er, „wo hast dieses Stück her?“

„Ich fand beim Aufräumen des Estrichs ein altes, blaues Heftchen. Gleich werde ich es haben.“

Hilde weiß die Gelegenheit zu benutzen, dem Vater zu entweichen. Und er sitzt nun allein und liest dieses, sein Jugendgedicht, zu Ende. So also dachte und schrieb er damals, kindlich und doch mit einer gewissen Erwachsenen-gebärde. Alte Bilder leben auf, und er sieht sie wieder vor sich, jene Zeit des festen Glaubens, der tiefen Gefühle und der geheimen Träne, in der sich unbestimmte, ersehnte Fernen spiegelten. Da bringt Hilde das Heftchen, und er findet darinnen eine Notiz über ein gelesenes Buch, das ihn damals tief gerührt hatte. Und jenes überschwängliche Gefühl hatte ihn zum Reimen gedrängt. Nun spielt ein Lächeln in den Gesichtszügen des literaturstrengen Mannes; er sieht ein, daß jenes Buch unter seinen älter gewordenen Augen auch nicht mehr Gnade finden würde als die in den Klausurarbeiten angeführten Werke. Und sein blaues Heftchen? Könnte als die auserlesenste Fortsetzung zu den eben forrigierten Arbeiten gelten!

Die Tochter aber kann aus dem seltsamen Verhalten des Vaters nicht klug werden.

„Hilde“, sagt er endlich in gemütlichem Baudertone, „die Zeit wird auch dir von selber kommen, da du solche Reimereien weglegen wirst, wie ich seinerzeit — diese, meine eigenen. Die Zeitungen behalte mir auf, ich habe unten noch Arbeit.“ Gottfried Seb.

Anker Larsen.*)

Von Alfred Fankhauser.

Hamsun, der große Dichter des Nordens, umfaßte zum letzten Mal die Welt der Erscheinungen mit dem Blick des Realisten, dem jede Gebärde, jede Gesichtsfalte, jede Färbung der Stimme Symbol wird für ein bedeutungsvolles seelisches Geschehen. Aber das Seelische war diesseitig, war ein Zustand ohne Ausblicke hinter die Masken des Vergänglichen. Man fühlte wohl: Es war ein Ende, weiter kamen wir nicht mehr im Begreifen des einfachen Diesseits. Es gab nur noch die Verfeinerung der Symbolik, die immer zerbrechlicher und immer zarter und looser in den Aus-

* Deutlich bei Grethlein & Cie., Zürich und Leipzig.

Über sein äußeres Leben schreibt Anker Larsen selber: „Geboren in Langeland (dänische Insel) am 18. September 1874 — Student 1894, studierte anfänglich Theologie, aber ich gab das bald auf; denn ich suchte nach dem lebendigen Leben und nicht nach toten Knochen — selbst wenn es die Knochen von Heiläen waren. Darnach beschäftigte ich mich ebenso unbefriedigt mit Religionsphilosophie und Jura. 1898 verließ ich die Universität und lebte bis 1905 von jeder Art Arbeit, die ich zufällig bekommen konnte. Von 1905 an war ich eine Reihe von Jahren am Theater, teils als Schauspieler, teils als Regisseur, teils als Verfasser von Dramen, und schrieb während der Zeit einige Bücher. 1922 verließ ich — hoffentlich für immer — das Theater.“ — Anker Larsen hat anfangs dieses Winters in Bern, geladen durch die Freistudentenschaft, Vortrag

drucksmöglichkeiten wurde; der Mensch selbst als solcher schien „ausgeschöpft“. Geschickte Epigonen konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß jeder Weg aufhörte. Hamsun selbst



Der dänische Dichter Anker Larsen, Verfasser des „Der Stein der Weisen“.

bezeichnete seinen Pessimismus und seine Weglosigkeit in dem furchtbar visionären Roman „Letztes Kapitel“, in dem er Europas Menschheit mit den Insassen eines Sanatoriums symbolisiert und alle in einem großen Brande umkommen läßt, den einzigen ausgenommen, der vorher den Selbstmord veruchte.

Wohin nun? Die alten Schläuche mit neuem Wein füllen? Die Formen des Romans, der allgemein gültigen Gestalt heutiger Dichtung von neuem unter neuen Gesichtspunkten gestalten? Oder dem Kino und Radio eine literaturlose Zukunft überlassen? Aus Dänemark tauchte vor mehr als Jahresfrist ein neuer Name auf: „Anker Larsen“. Und man nannte in allen Zeitungen sein vom Verlag Gyldendahl preisgekröntes Werk „Der Stein der Weisen“ als dasjenige Buch, das uns über Hamsuns Pessimismus hinüberhelfen könne. Denn es zeigte plötzlich, daß es außer dem „diesseitigen“ Menschen noch einen andern gebe, eine Art, die sich gleichsam aus der offiziellen Welt verbrochen hatte. Diese offizielle Welt glaubte sich verpflichtet, aus den Ergebnissen der Wissenschaft schließen zu müssen, es gebe nichts außer diesen Ergebnissen. Trotzdem beinahe jeder neue Tag bewies, daß die Ziele dieser Wissenschaft an ähnliche Grenzen führten wie die realistische Dichtung und beim absoluten Pessimismus landeten. Trotzdem jeder Sehende fühlte, daß hinter dem Weltbild der Wissenschaft neue unerwartete Dinge steckten. Es kam der Krieg und erschütterte die menschliche Seele, und mit der Erschütterung wurde das Verborgene obenauf geschwemmt: „Das Mystische!“ Erstaunlich: Ein Roman wird gekrönt, der sich das Mystische als Gegenstand auserlesen! Drei Männer ziehen aus und suchen den „Stein der Weisen“, das heißt nach Larsen das wirkliche Leben. Dahl, der Student, geht durch alle Übungen der theosophischen Loge, trainiert seine Psyche, zu erleben und bewußt zu beobachten, was sich im Zustande des Schlafes

mit ihm ereignet. Er geht durch die Regionen der Geisterwelt, hat Visionen, gelangt an die Grenze der Fähigkeit, Wirkliches von Visionärem zu unterscheiden, rettet sich vor dem Uebermächtigen durch einen Alkoholrausch, der die Fähigkeiten der Psyche wieder abtötet. Es war zuviel! Er ertrug es nicht, er verlor die Kontrolle darüber, ob ihn gefährliche Mächte narren, oder ob er Wahrheit sah. Fand er den Stein der Weisen?

Ein anderer, der ausging, das Kleinod zu suchen, kommt wieder aus Amerika, aus der strengen Schule einer okkulten Führerin, die ihn zu einem neuen Menschen gemacht, und erklärt: „Den Stein dagegen habe ich beschossen liegen zu lassen wo er liegt. Ich bin nicht sicher, daß es sich verlohnt, ihn zu haben. Die Weisheit liegt vielleicht darin, daß er so gut verwahrt ist.“ So sagt Barnes, der in einer höchst sonderbaren Schule als Cowboy im wilden Westen von der Krankheit seiner Seele, einer „gewissen Fäule“, geheilt wurde, durch geradezu unmenschliche Arbeit, durch Schießen, Raufen und Reiten, durch Rippenstöße und: durch Erlernen der Kunst, auch zu schießen und Rippenstöße auszuteilen. Fand er den Stein?

Oder am Ende Holger, der Verbrecher, der nicht Ruhe und Frieden gewinnt, als bis er erkannt hat, die Welt sei für ihn ein einziges großes Zuchthaus, darin er die Strafe abzubüßen habe, die Strafe, die im Zuchthaus der Regierung nur ungenügend gesühnt wurde? Der Pfarrer konstatiert, daß in seiner Gemeinde die Verdammungslust abnehme, seit Holgers vor allen Leuten als Bild der Läuterung und Reinheit dasteht, nur darauf bedacht, zu dienen, und alles anzunehmen, weil es von der über ihm waltenden Macht „hingestellt“ sei für ihn: Ein fallender Balken, der ihm die Glieder bricht, ebensogut wie der Sonnenschein, der ihn wärmt, und wie die Schiebkarre, die auf seine Fäuste wartet, damit er arbeite...

Jeder zieht aus und sucht und findet seine Weisheit und seine Wahrheit. Gültiges sagt Larfen nichts, außer diesem einen. Und will wohl auch nicht mehr sagen. Gylendahl stellte die Bedingung, daß der zu krönende Roman das beste Bild von den gegenwärtigen Zeitströmungen gebe. Also ein Bild von den Lösungsversuchen samt den Erfolgen. Nicht mehr. Larfen hat diese Bedingungen erfüllt. Der Abstand ist zu kurz, um zu sagen, ob diese Art, das Vorhandene zu konstatieren, über den Tag hinaus wegweisend sein kann. Konstatiert haben alle vor ihm, auch Hamjun, ein Künstler größter Kraft und ein Gestalter des Vorhandenen wie kein Zweiter. Die Forderung lautet aber, ob Larfen im Gegensatz zu Hamjun das Vorhandene, das nicht mehr genügt, vermehrt hat. Ob es genügt, daß er Totgeschwiegenes aus dem Leben der Zeit als Wesentliches vor die Augen Europas zu stellen wagte und den Erfolg errang, daß man ihm dies Wesentliche glaubte: Das Mystische. Man sagt, Larfen verzichte auf „Kunst“, weil er den Menschen helfende Hinweise geben wolle. Man nimmt seine Hinweise auf Vorhandenes schon als Wegweiser. Er habe an die Stelle der schönen Gestaltung wieder einen wesentlichen Stoff gestellt. Die Geschichte mag antworten, ob er wirklich ein Wegweiser war. Der todwunde europäische Intellekt hat aus tausend alten Wahrheiten Moden gemacht und für findige Verleger Verlagsgeschäfte ermöglicht, aber alle Modesachen gingen unter, weil man darüber schwakte, bis nichts mehr übrig blieb. Und auch die Dichter hatten nur geschwakt. Hat Anker Larfen, der die großen Worte von den zwei Menschentypen und den zwei seelischen Erscheinungen vom „Offenen“ und vom „Geschlossenen“ prägte, nicht mehr entfesseln wollen als ein solches Geschwätz? Man hat im letzten Jahr an unzähligen Teetischen und in unzähligen schöngeistigen, mehr noch, intellektuellen Kreisen „offen“ und „geschlossen“ als Gesprächsthema variiert. Man hat seinen Geist geübt und sich an den zwei Krüden durchs Labyrinth der Seele zu finden gesucht. Es sind zwei brauchbare Krüden, zweifellos, zu man-

chem Spiele, aber sie sollten mehr sein. Denn mit dem Begreifen geht es nicht, das sagt Larfens Buch. Es geht nur mit dem Handeln. Wird es zum Geschwätz, dann entsteht die „Fäulnis der Seele“. Die amerikanische Lehrerin sagt zu Barnes: „Du nuschelst zu viel an den Gedanken anderer. Du weißt gar nicht, wie das den Kräften deiner eigenen Seele schadet!“ Dieses eine Wort mutet an wie der Schlüssel zu einem unheimlichen seelischen Geheimnis, das als ein Fluch über unserer Zeit lastet. Und solche Geheimnisse wird der Leser des tiefen Buches mehrere finden.

„Offen und Geschlossen!“ In einem zweiten Buche „Martha und Maria“, ebenda, hat Anker Larfen zwei Frauengestalten geschaffen, welche diesen Seelentypen entsprechen. Maria ist die „Offene“. Die Kräfte der übersinnlichen Welt strömen von Jugend an durch die breiten Organe; die Augen sind Symbol dieser Natur; Martha, die Magd (wie in der Bibel) arbeitet mit den Händen, ist in sich verankert, ein Individuum schlechthin. Sie kann als Symbol der ganzen vergangenen arbeitenden Welt gelten. Für sie gilt, was den fünf Sinnen erscheint, mehr nicht, um diese Dinge leidet sie, an diesen hängt sie, diesen dient sie mit einem stets hilfsbereiten Lächeln. Maria wird Pfarrfrau, aber das Gesetz, das ihr ein Kind gibt und wieder nimmt, wird von ihr überwunden; sie kennt kein Ruhen im Dasein, alles an ihr drängt zum Öffnen gegenüber dem Unendlichen, und dieser Öffnung steht der Dienst an den Dingen im Wege, von Anfang an, steht auch der sogenannte natürliche Beruf des Weibes im Wege. Erst als freiwillige Pflegerin an Krankenbetten erwacht die ganze Geschicklichkeit ihrer großen Hände, erst dann, als diese Hände sich einem größern Dienst einordnen können. Vorher waren sie ungeschickt und ruhten aus, wenn die Nachdenklichkeit über die Seele kam. Lehre: Die Frau als reines Geschlechtswesen ist Torheit. Die „Frau“ war seit je Mutter und Seherin.

Es ist eine Vertiefung des Gedankens aus dem ersten Buche, ein Weiter-spinnen des Fadens, und die Erzählung ist nur Mittel zur Veranschaulichung des Gedankengebäudes; der Künstler im Dichter hat also gleichsam abgedankt und dem Propheten Platz gemacht. Gebe ein gutes Geschick, daß er auch als Prophet wirke, und nicht als bloßer Theoretiker. Denn schöne Theorien, die zu nichts verpflichten, bringen die Korruption ins Reich der Seele. Und wer teilt am Geschwätz über diese Bücher und sie liest ohne Impuls für sein Leben, der hat den Stein der Weisen nicht gefunden, der begehrt die Sünde am Geist. Man muß schon solche Worte brauchen, um die Bedeutung der beiden Romane hervorzuheben.

Wandlung ist — Bervollkommnung.

Was jung ich fest geglaubt,
Das wankte längst und fiel.
Ich schüttle selbst mein Haupt:
Es ändert sich so viel!

Was einst ich lang geliebt,
Dem bin ich heute gram;
Was einst ich treu geübt,
Mir längst abhanden kam.

Was ich verfochten heiß,
Das hielt nicht Stand noch Stich;
Mein schwarzes Haar ward weiß,
Und alles wandelt sich!

Beweis ist's mir und Spur:
Die Wandlung tut uns not,
Wir sind im Werden nur,
Ein Werden auch der Tod.

Eugen Sutermeister.